

GASTKOMMENTAR

Ich habe Zeit

► EVA-MARIA FABER

Der alltäglich geäusserte Satz «Ich habe keine Zeit» ist unvollständig. Solange Menschen leben, haben sie das, was wir Zeit nennen und mit Zifferblatt und Kalender messen. «Ich habe keine Zeit» heisst darum genau genommen: «Ich habe keine Zeit für diese oder jene Angelegenheit» – und zwar weil ich meine Zeit für etwas anderes einsetze. Oft gebietet es die Höflichkeit, einen anderen Menschen nicht direkt damit zu konfrontieren, dass ich durchaus Zeit für etwas anderes habe. Trotzdem macht es nachdenklich, wie viel leichter der Satz «Ich habe keine Zeit» über die Lippen geht. Warum sprechen wir nicht häufiger von der Zeit, die wir für etwas haben?

Es könnte daran liegen, dass sich im Alltag häufig das Gefühl breit macht, die Zeit gar nicht selbst einteilen zu können. Dann läge der Fehler im Satz «Ich habe Zeit» oder eben «keine Zeit» darin, dass das «Ich» nicht aktiv über den Einsatz der eigenen Zeit bestimmen kann. Wer für andere Menschen verantwortlich ist, kann nicht jedes Mal überlegen, ob er oder sie Zeit für jemanden hat oder nicht. Kinder, kranke und pflegebedürftige Angehörige brauchen die Zeit ihrer Bezugspersonen für Zuwendung, Betreuung und Versorgung. Personen, die dafür engagiert sind, haben oft keine Zeit für etwas anderes. Stimmt es aber, dass sie schlechthin keine Zeit haben? Sie haben und nehmen sich Zeit für ihre Mitmenschen, für ihre Kinder, für die kranke Person in der Familie, für die betagten Eltern! Es ist wertvoll und lebensdienlich eingesetzte Zeit. Ähnlich ist es mit der Zeit, die durch die Berufstätigkeit schon besetzt ist. Sie ist nicht frei für etwas anderes. Dennoch habe ich auch in der beruflichen Tätigkeit Zeit und setze sie ein für etwas. Darum ist Berufszufriedenheit so wichtig.

Das Gefühl, keine oder zu wenig Zeit zu haben, ist natürlich trotzdem nicht einfach eine falsche Wahrnehmung. In manchen Lebenssituationen kommen wichtige Anliegen, Menschen oder auch die eigenen Bedürfnisse tatsächlich zu kurz. Die zurückliegende Ferienzeit hat vielleicht vor Augen geführt, wofür mehr Zeit übrig bleiben sollte. Gerade Unterbrüche können ein Anstoss sein, neu zu überlegen, wofür ich Zeit haben will. Auf einmal tritt neu hervor, wie kostbar die Zeit ist. So geht es in Pascal Merciers Roman «Das Gewicht der Worte» der Hauptfigur, einem als Übersetzer tätigen Mann. Er denkt angesichts einer Krankheitsdiagnose über die Zeit nach. In der Erwartung, bald sterben zu müssen, werden ihm die in verschiedenen Sprachen geläufigen Redewendungen fremd. Im

«
Der Umgang mit Zeit
ist immer Umgang
mit gelebtem Leben.

»

Deutschen kommt es ihm nun fahrlässig vor, die Zeit vertreiben zu wollen oder die Zeit totzuschlagen. Die Rede von vertaner Zeit oder verschwendeter Zeit kommen ihm «jetzt wie Worte vor, die eine Dummheit von enormem Ausmass benennen». Noch unverständlicher ist für ihn die englische Ausdrucksweise «wasting time», wenn man bedenkt, dass «waste» Müll heisst.

Zeit ist kostbar. Sie ist nicht nur formal eine Masseneinheit, sondern darauf angelegt, sich mit gelebtem Leben zu verbinden. Interessanterweise kennt die althebräische Sprache kein Wort, das lediglich die verstreichende Zeit bezeichnen würde. Vielmehr ist immer schon die mit bestimmten Ereignissen oder Handlungen gefüllte Zeit gemeint. Biblisch ist es die Zeit, die – gottgefügt oder menschlich gestaltet – mit bestimmten Gehalten verbunden ist. Der Umgang mit Zeit ist also immer Umgang mit gelebtem Leben.

Vertriebene Zeit oder «wasted time», dem Kehrlicht zugeführte Zeit, hingegen würde Leben vertreiben und wegwerfen. Diese Vorstellung motiviert dazu, der Frage, wozu ich Zeit habe und haben will, genügend Aufmerksamkeit zu schenken. Vor mir liegt nie die Zeit, die ich nicht habe, immer aber die Zeit, in die ich Leben gewissermassen hineingravieren kann.

EVA-MARIA FABER ist Professorin für Dogmatik und Fundamentaltheologie an der Theologischen Hochschule Chur.

GASTKOMMENTAR Ludmila Seifert über eine Ausstellung des Bündner Heimatschutzes

Baukultur, Klima, Biodiversität
– und der Ruggenbrecher

Das gut zwei Kilometer nördlich der Altstadt von Chur gelegene Masans war einst ein landwirtschaftlich geprägter Vorort mit einer Kapelle und einem Siechenhaus sowie einigen verstreut liegenden Bauernhöfen in einer von Rebbergen, Obstgärten, Äckern und Wiesen geprägten Landschaft. Seine wichtigste Verkehrsachse war – und ist – die Mäsanserstrasse.

Nach dem Zweiten Weltkrieg setzte eine ungeordnete Bauerei ein, in deren Folge Masans allmählich mit der Stadt zusammenwuchs. Zwei Drittel der historischen Gebäude wurden sukzessive abgebrochen. Heute zeigt Masans das typische Bild einer städtischen Agglomeration: heterogen bebaut, gesichtslos, ohne guten öffentlichen Raum. Im Kern liegt ein fast 60 000 Quadratmeter grosses Stück Wiesland am sanft abfallenden Westhang brach: der Ruggenbrecher, dessen Name für einen schlechten Feldweg steht. Das Bundesinventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz ISOS räumt ihm einen «hohen Stellenwert als ortsbildgliedernde Freifläche und Puffer zwischen den ältesten Gebäudegruppen von Masans und der sich ausdehnenden Neubebauung» ein.

Zum Ruggenbrecher gehört auch der Gutshof «Zur Kante», dessen unrechtmässigen Abbruch der Bündner Heimatschutz zu verhindern verstand: ein kleines Ensemble verschiedenartiger Gebäude, das 1833 anstelle eines barocken Bürgerhauses hugenottischer Einwanderer errichtet worden war. Es repräsentiert eine für die Region einzigartige Agrararchitektur der Biedermeierzeit in kaum verändertem Originalzustand. Für die «Kante», deren weitläufiger Garten seit dem Bau der Scalärastrasse 2008 unsensibel durchschnitten ist, sieht



Das Churer Aussenquartier Masans in einer Luftaufnahme von 1925. In der Mitte der Ruggenbrecher, der heute noch unbebaut ist. (FOTO ETH-BIBLIOTHEK ZÜRICH, BILDARCHIV)

das ISOS das höchste Schutzziel vor: erhalten der Substanz.

Der Ruggenbrecher ist Bauland und mit einer Arealplanpflicht belegt. Das Gelände muss also zuerst städtebaulich definiert werden, bevor es überbaut werden kann. Wie würde eine Überbauung aussehen, wäre sie konsequent von den gegenseitigen Herausforderungen der Gegenwart, der Klima- und der Biodiversitätskrise her gedacht? Wenn der Rahmen des Möglichen nicht einfach mit dem immer gleichen Inhalt gefüllt, sondern neu definiert würde? Diese Frage stand am Anfang eines Projekts, das der Bündner Heimatschutz im Sommer 2023 lancierte und das in der ersten Septemberhälfte in einer Ausstellung in Chur einer breiten Öffentlichkeit vorgestellt werden kann. Gezeigt wird kein baureifes Projekt, sondern eine Vision, ausgehend von der Utopie einer Gesellschaft, die den Schutz der Lebensgrundlagen von Menschen, Pflanzen und Tieren ins Zen-

trum gemeinsamer Anstrengungen rückt. Eine Vision, die ernsthaft und mit positiven Botschaften auf den Notstand unseres Planeten reagiert.

Im Jahr 2018 hat der Bund mit der Erklärung von Davos eine Offensive zur Stärkung einer hohen: sprich qualitätsvollen Baukultur gestartet. «Wir brauchen dringend einen neuen integrierten Ansatz, um unsere gebaute Umwelt zu ge-

stalten, einen Ansatz, der in der Kultur verankert ist, den sozialen Zusammenhalt aktiv stärkt, eine nachhaltige Umwelt sicherstellt und zu Gesundheit und Wohlbefinden der gesamten Bevölkerung beiträgt» – so lautet eine der Forderungen der Deklaration. Das Ruggen-

brecher-Projekt stimmt diesbezüglich zuversichtlich, denn es zeigt, dass und wie sich dieser Anspruch erfüllen lässt.

Die Ausstellung trägt den programmatischen Titel «Mehr für alle!». Kommen Sie vorbei und sehen Sie selbst, wie ein Zusammendenken von Baukultur, Klimaschutz und Förderung der Artenvielfalt Gewinne für Mensch und Natur gleichermassen schafft.



«Gezeigt wird kein baureifes Projekt, sondern eine Vision.»

LUDMILA SEIFERT ist Geschäftsleiterin des Bündner Heimatschutzes, der führenden Non-Profit-Organisation für Baukultur im Kanton. Die Ausstellung «Mehr für alle. Baukultur, Klima, Biodiversität – und der Ruggenbrecher in Chur» findet vom 1. bis 15. September im Labor am Pfisterplatz in Chur statt. Öffnungszeiten: Montag bis Freitag, von 16 bis 18 Uhr; Samstag, 10 bis 18 Uhr; Sonntag, 13 bis 18 Uhr. Weitere Informationen zu Ausstellung und Rahmenprogramm unter: www.heimatschutz-gr.ch.

KOLUMNE Heinz Weidkuhn

Ohrengeschichten

Nicht erst seit eine Kugel Donald Trumps Kopfknapp verfehlt und ihn am Ohr verletzt hat, spielen die Hörorgane eine wichtige Rolle, sogar auf politischer Ebene. Die sonntägliche Knallerei in den Schweizer Schiessständen wurde abgeschafft, wegen akustischer Störung der Sonntagsruhe. Mit Religion und Kirchgang hat das weniger zu tun als mit dem Bedürfnis der Leute, wenigstens an einem Tag der Woche nicht von Lärm umrieselt zu werden. Natürlich werden sie unterstützt von den Pazifisten.

Die ISOS stehen im Gegensatz zu dieser Haltung. Die liberalen Waffengesetze in vielen Bundesstaaten erlauben es den Leuten, auf ihren Spaziergängen, auch am Sonntag,

eine Schusswaffe zu tragen. In einzelnen Staaten muss das verdeckt erfolgen, in anderen darf man die Schiessseisen offen mitführen, wie seinerzeit die Revolverhelden des Wilden Westens. Diese Erlaubnis ist nicht viel weniger als eine verbrämte Einladung zum Gebrauch, denn schliesslich schleppt niemand schwere Gegenstände mit sich, wenn man überzeugt ist, dass man sie keinesfalls benötigt.

In biblischer Zeit hörte man noch keine Knallerei aus Gewehr- oder Pistolenläufen, dagegen das metallische Klängen von Schwertschlagen, die einen anderen Schwertschlag abwehrten oder auf einen Schild schlugen. Auch damals waren die Waffengesetze – sofern es welche gab – oft liberal. Die Jünger, die Jesus begleiteten, verhielten sich friedlich, auch wenn ihr Meister verbal recht deutlich werden konnte. Es erstaunt, dass mindestens ein Jünger mit einem Schwert bewaff-

net war und es auch benutzte, als die Knechte der Hohepriester Jesus gefangen nehmen wollten. Der Evangelist Markus nennt seinen Namen nicht (Markus 14,47), Johannes dagegen sagt klar: «Weil Simon Petrus ein Schwert hatte, zog er es heraus und schlug nach dem Knecht des Hohepriesters und hieb ihm ein Ohr ab (Johannes 18,10).» Ob auch Petrus mehr nach dem Kopf als nach dem Ohr getrachtet hatte, ist nicht überliefert. Interessanterweise scheint die Tat für Petrus juristisch folgenlos geblieben zu sein. Sie änderte auch nichts an der weiteren Passionsgeschichte.

Heute sind die Ohrenprobleme, abgesehen vom Zwischenfall mit Trump, weniger blutig, dafür weit verbreitet. «Wer im Alter schlecht hört, neigt zu Demenz», heisst es. Die Firmen, die Hörgeräte verkaufen, haken hier ein. Sie warnen nicht nur vor den gesundheitlichen Schäden einer Hörverminderung, son-

dern locken auch mit staatlichen Beihilfen für ihre teuren Geräte, die oft mehrere Tausend Franken kosten. Billige Hörverstärker für unter 100 Franken das Paar sind natürlich nicht individuell angepasst, aber in vielen Fällen genügen sie vollauf.

Neben der physisch bedingten Hörschwäche gibt es auch eine mentale. Sie ist stark auf dem Vormarsch. Es ist die Unwilligkeit oder Unfähigkeit, dem Gesprächspartner wirklich zuzuhören. Dadurch entsteht ein leerer Raum in der zwischenmenschlichen Kommunikation, der auch vom neuesten IT-Gerät, das auf künstlicher Intelligenz aufbaut, nicht gefüllt werden kann. Weit weg von Demenz ist das nicht.

HEINZ WEIDKUHN war Lehrer auf allen Stufen in Graubünden und Basel sowie Teacher Trainer (Sprachen) in Osteuropa und Asien. Wohnhaft ist der Autor mehrerer Bücher seit 1960 im Safiental.